

Nien-Braunfelfer Zeitung.

Herausgegeben und redigirt von N. Siband.

Jahrgang 20.

Freitag, den 27. September.

1872.

Nummer 44.

Abonnement auf die N. B. Zeitung von No. bis No. für Herrn

Gefahren eines Sängerefestes.

(Fortsetzung.)

Ob die Complimente ihm selber, seinen Begleiterinnen oder nur einer derselben galten, ließ sich nicht ermitteln. Die Gesellschaft rückte näher. Herrn Männelns klopfte das Herz immer vernehmbarer. Die helle Mittagssonne warf ihre Strahlen durch das grüne Laubwerk und beleuchtete die Gruppe. Sichte hing am linken, Ida am rechten Arm des Herrn Piepmater, während Ada neben der Schwester einwärts trat. Welchen Abstand diese fünf gegen die rechte Seite bildete! Die Qualität erregte die Quantität, wie sich Herr Männelns schon bei einer anderen Gelegenheit ausgesprochen hatte. Links ein einzelner Stern, aber ein leuchtender Kometa, der die Mitte der Komposition u. Laiken auf sich zieht; rechts ein Doppelgestirn, zusammengesetzt aus zwei kleinen aber hellen ohne besondere Beziehung, die nur ins allgemeine Reich der Milchstraße gehören.

Sichte! da kam unversehens auch Freund Nabe, das beschleihte Comitemitglied, zum Vorschein. Nachdem er Herrn Piepmater becomplimentirt hatte, begab er sich auf die rechte Seite und schien dieser tausendfachen Aufmerksamkeit zu folgen. Herrn Männelns Standpunkt war so gut gewählt, daß ihm nicht die leiseste Bewegung, kein Zucken des Mundwinkels entging. Cécilie zeigte sich freundlich und zuvorkommend, doch lag darin noch nichts Befriedigendes, denn sie war gegen Jedermann. Es gewährte dem Präsidenten der „Mozartina“ keine kleine Veranlassung, daß er durchaus nicht wahrnehmen konnte, wie dem würdigen und geschwägigen Nabe irgend eine besondere Bevorzugung zu Theil wurde. Hätte er einen Stein bei ihr im Brette gehabt, so konnte sich dies doch nicht so günstig verhalten. Herr Männelns hing an Cécilien im Stillen Abhänge zu leiden für das viele Unrecht, das er ihr seit Jahren in seinem Gedächtnis beigefügt. Das er so vertrieben gewesen, sich durch einen trügerischen Schein täuschen zu lassen! Nabe war offenbar nicht mehr und nicht weniger, als ein eitles Feinmüßel, der sich mit der Kunst eines schönen Mädchens groß that, die er in der That noch nicht gekannt.

Wie schwach ist der Mensch, wie veränderlich in seinen Grundtugenden! Ein leichter Sommerhauch, nachlässig über die Achseln verwehend, ein coquettes Strohputzchen mit bunten Bändern, und darunter ein rundes, schelmisches Gesichtchen — dieser Anblick ist hinreichend, die Gesinnung eines Mannes, der bereits an der Schwelle der Dreißiger steht und das Ehrenamt eines Präsidenten bekleidet, aus einer Achtung der Windrose in die andere hinüberzuwehen. Was soll man erst von jüngeren Männern erwarten und von Soldaten, die nicht Präsidenten sind und auch nie Hoffnung haben, es zu werden? Die Unersicht zwischen Lachen und Weinen, die Herrn Männelns heute Morgen noch so viel beschäftigt, klieben nunmehr ganz aus dem Spiel. Lachen ist ja am Ende ein unschuldiges Vergnügen, und ein lebendiges Gesicht gilt allenthalben für schöner, als ein weinendes.

Nachdem Nabe endlich das Feld geräumt hatte, hielt Herr Männelns es für passend, nunmehr seine eigenen Donners anzubringen. Cécilie begrüßte ihn mit großer Munterkeit.

„Sind Sie glücklich herausgekommen?“ fragte sie. „O, wir hatten eine schlechte Nacht! Der Dampf war so überfüllt mit Menschen daß ich jeden Augenblick befürchtete, wir würden untertauchen.“

Diese Bemerkung war ohne Zweifel höchst sinnreich und gab Herrn Männelns reichlichen Stoff zum Nachdenken. Wie viel zartes Interesse für seine Person sprach sich darin aus! Offenbar verriet die erste Frage einen innigen Antheil an seinem Wohlergehen und seiner Sicherheit. Der Zufall hinsichtlich ihrer eigenen Person war jedenfalls in der Absicht gemacht, um zu erforschen, welchen Eindruck eine ihr gedroht habende Gefahr auf ihn hervorbringen würde. Herr Männelns hätte gern eine Antwort ertheilt, indem tiefen Sinn dieser Frage und Art der während entprochen, allein es war ihm für ihn Augenblick unmöglich, seine Gedanken zu ordnen u. eine ganz entsprechende Auswahl der Worte zu treffen.

Das Festen zum Beginn des Festmahls wurde endlich gegeben. Alles drängte sich nach den gedeckten Tischen, in deren Umgebung bald das bunte Durcheinander herrschte. Vergebens waren die Anstrengungen einiger außerordentlichen Comitemitglieder, die trotz des drohenden Verlustes ihrer eigenen Gedächtnisse sich dennoch alle Mühe gaben, die Pflichten ihres Amtes zu erfüllen und Ordnung zu stiften. Als bereits die Teller lustig klapperten und Messer und Gabeln, so weit das Auge reichte, in activer Thätigkeit waren, schlossen hinter den besetzten Tischen immer noch einige Duzend unglückliche Sucher umher, denen es schließlich nicht gelingen wollte, ein Unterkommen zu finden. Unter den Letzteren — wir berichten es mit kühnem Selbstvertrauen — befand sich Freund Männelns. Seine angeborene und durch Bildung vervollständigte Bescheidenheit hatte ihm nicht gestattet, sich gleich zu Anfang allzuweit vorzudrängen; die üble Folge davon jedoch war die, daß er jetzt wie ein unartiges Kind um den Tisch spazieren mußte und das Fischen hatte, während Andere den saftigen Braten und kostbaren Salat mit der entschiedenen Verliebtheit bearbeiteten. Bescheidenheit ist in vielen Fällen keine Tugend, sondern geradezu ein Fehler, u. Goethe sagt sehr mit Recht: „Nur die Lumpen sind bescheiden.“ Hätte Schiller dies gesagt, so würde es Herr Männelns bezeugt haben, allein mit Goethe war er weniger vertraut. Inzwischen trieb ihn sein nurrendes Magen, dem seit dem Frühstück von heute Morgen nichts Confortables geboten worden, zu größeren Eile und sorgfältigeren Suchen an. Wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten. Als er seine Bemühungen einstellen wollte, entdeckte er noch einen leeren Stuhl, der hinter einem blassen Büchsenmann verborgen, und deshalb den Augen vieler entgangen war. Nun galt es, den Stuhl rasch einzunehmen damit ihm kein Anderer zuvorkomme. Einige gewaltige Sätze brachten ihn an Ort und Stelle. Als er eben um den Büchsenmann biegen wollte, wäre er benachteiligt durch den Herrn Piepmater, der sich in demselben Augenblick den erwähnten Stuhl hervorgezogen hatte.

„Bitte tauschen Sie!“
„Entschuldigen Sie gütig!“
„Sie sind's, werder Herr Piepmater?“
„O, meine Ungeschicklichkeit!“
„Keine Entschuldigung, lieber Herr Männelns! Sie suchen einen Platz?“
„Es ist so außerordentlich besetzt hier!“
„Zu wenig Couverts! Viel zu wenig!“
„Verlassen des Comites! — Nehmen Sie sich einen Platz, — bedenken Sie sich dieses Stuhls.“

„Aber ich bitte Herr Piepmater, Sie sind ja in demselben Fall. Ich werde doch nicht die Unverschämtheit besippen.“
„Machen Sie doch keine Umstände! Sie sind ja Gast und ich bin hier zu Hause.“
„Aber Sie haben einen Toast auszubringen, eine Rede zu halten — Sie müssen doch notwendig an der Tafel sitzen.“

„Ich suche mir einen anderen Stuhl. Bitte abermals und recht dringend, nehmen Sie diesen Platz!“

Der edle Beistritt würde vermuthlich noch eine Weile angehalten haben, denn keiner von Beiden wollte so sehr gegen die Höflichkeit verstoßen und den Stuhl für sich beanspruchen, wenn nicht der Präsident der „Mozartina“ auf einen glücklichen Gedanken gekommen wäre. Eine Compromisslösung schien ihm die zweckmäßigste Lösung der obwaltenden Frage.

„Wissen Sie was,“ sagte er zu seinem lächelnden Hauswirth, „wir können ja zusammen von dem Stuhl Gebrauch machen. Lassen Sie uns den Stuhl theilen. Es ist zwar etwas eng, aber doch Platz genug für uns beide.“

Gelegt, gethan! Herr Piepmater setzte sich auf die eine, Herr Männelns auf die andere Ecke des Stuhls, und jeder suchte sich mittels der unter dem Tisch thätigen Beine in der gehörigen Position zu erhalten. Der Stuhl war allerdings nicht besonders bequem, doch jedenfalls besser als gar keiner. Als die Rede an Herrn Piepmater kam, die bewusste Rede zu halten, hatte sein Stuhlgenosse die Gefälligkeit, ihm den Stuhl allein zu überlassen, damit er, wie es einem großen Redner zukommt, seinen Vortrag mit den gehörigen Gesticulationen unterstützen konnte. Herr Piepmater brachte einen Toast aus auf den großen Meister der Tonkunst, wobei er sie alle einzeln benannte und jedem den gebührenden Weispruch spendete. Als er in seiner Aufzählung auf Haydn kam, zog sich Herr

Männelns schweigend hinter den Büchsenmann zurück, denn er fürchtete, daß sich bei Nennung dieses Namens alle Augen auf ihn richten würden. Es that ihm leid, daß er nicht im Stande war, dem Leser die vollständige Rede des Herrn Piepmater mitzutheilen, die sich durch so viele verborgene Schattungen auszeichnete, daß auch ein eifriger, mit classischen Productionen vertrauter Leser sie nicht alle herauszufinden vermöchte.

Als die Tafel aufgegeben war, folgten förmliche Gesänge, Spiele und sonstige Unterhaltungen. Die größte Lust und Fröhlichkeit waltete bis zum späten Abend. Als die Sonne schon längst untergegangen und sich bereits dunkle Schatten über die Plätze und die malerischen Baumgruppen lagerten, dachte man endlich an den Ausbruch. Die Sänger zogen in geschlossenen Colonnen, wie sie gekommen waren, nach dem Landungsplatz des Dampfers, der sie, wie das Programm versprochen nach der Stadt zurückbringen sollte. Mit ihnen zugleich verließen die übrigen Gäste, die so lange ausgehalten und Alles bis zum Schluß geoffert hatten, den Festplatz, in dessen Umgebung statt des geräuschvollen Lebens bald tiefes Schweigen herrschte.

Als der Zug am Ufer des Flusses anlangte, war kein Fahrzeug zu sehen u. zu sehen. Die Umgebung der Landungsstelle war mit Menschen dicht besetzt, die sämmtlich mit Sehnsucht auf die Ankunft des Dampfers warteten. Wenn die Nacht mit ihren Schauern herannah, wünscht man sich zurück zum Tag über die gesammte Familienabgabe nachzuwehen. Seit einigen Stunden schon war kein Dampf von der Stadt heraufgekommen. Fast schon es, als ob keiner mehr kommen sollte und die ganze Menschmenge verurtheilt sei, entweder unter freiem Himmel zu überdauern oder zu Fuß die jämlich weite Strecke nach der Stadt zurückzugehen.

Die Nacht war dunkelster. Weder Mond noch Sterne ließen sich am Himmel blicken; halt ihrer aber zogen schwarze Wolkenmassen herauf, die den letzten Lichtschimmer vertilgten. Der Fluß rauchte unheimlich durch die finstere Nacht. Hin und wieder bemerkte man noch ein einzelnes Segel, das sich in Unbestimmten Umrissen über die dunkle Wasseroberfläche erhob. Ueber den Bergen am fernen Ufer flammte die Scheitel einer helleren Scheiterhaube, die erste Bote des heraufziehenden Gewitters.

Die Bestimmung und Beängstigung der am Ufer versammelten Menge stieg mit jedem Augenblick. Die Frauenzimmer scharten sich kühnlich um einzelnen Gruppen zusammen, während die männlichen Begleiter die Sitze in immer bedenklichere Hallen zogen. Hier schien guter Rath wirklich theuer. Aber man hatte ja ein Rathgeberin, und falls das nicht ausreichte, sogar ein ganz besonderes Verlegenheitscomite. Hier lag offenbar ein Fall vor, wobei die Weisheit dieser Körperschaften in Anspruch genommen werden mußte. Alle Schwermüthen suchten die betreffenden Mitglieder ausfindig zu machen, alle Sprachverwirrungen nannten die jetzt doppelt geschäftigen Namen — doch vergeblich. Alles vergeblich, nicht ein einziges Comite Mitglied zu finden! Sie mußten von der Stelle weggedet sein, denn noch vor wenigen Augenblicken hatte man das Vergnügen ihrer Gegenwart genossen. Als man sich endlich zu überzeugen anfing, daß schlechterdings kein offizieller Rath zu erhalten und kein sanctimonialer Ausweg aus dieser Verlegenheit aufzufinden sei, nahm Jeder seinen eigenen Versuch zu Hilfe und überlegte bei sich, was wol das Beste sein möchte? Wäre die Nacht hell und lieblich gewesen, wie es zu dieser Jahreszeit zu sein pflegt und wie es das Auerdungs Comite vermuthlich vorausgesetzt hatte, so würde man das Ganze von der sberghöhen Seite betrachtet und sich in das Unvermeidliche mit christlicher Geduld gefügt haben. Wenn man aber in einer stockfinstern Nacht und angefüllt eines heranziehenden Gewitters unter freiem Himmel campiren soll, da geht der Esch und die Gemüthslichkeit doch zu Ende. In der Nachbarschaft befanden sich zwar einige Häuser, die jedoch von Privatleuten bewohnt wurden, und deren Eigentümer nicht geneigt sein mochten, so spät Gäste bei sich aufzunehmen. Auch konnten dort verhältnißmäßig nur Wenige Aufnahme und Obdach finden. Das Blätterdach des nahen Waldes war jedenfalls ein schlechter Schutz gegen einen heftigen Platzregen.

Es blieb also keine Wahl übrig, man mußte sich auf Gnade und Ungnade der Waiz der Elemente preisgeben.

Die Finsterniß hatte inzwischen so zugenommen, daß man kaum einige Schritte vor sich hin zu sehen vermochte. Die allgemeine Confusion mußte dadurch beträchtlich vermehrt werden. Wer die Seilzugen im Gedränge verloren hatte, war nicht im Stande, sich wieder zu ihnen zurückzufinden. Männer riefen nach ihren Frauen, Vätern und Müttern nach ihren Kindern, die Kleinen führten ein abgeregnetes Con cert auf, u. der Donner grollte dazu in der Ferne.

Einige jener launigen Gemüther, denen niemals der Faden der Geduld reißt, botten sich auf das äußerste Ende des Seils in den Fuß hineingehenden Dammes gewagt, um die Ankunft des immer noch zweifelhaft erwarteten Dampfers zu erspähen. Ein Lautes: „Er kommt! er kommt!“ brach plötzlich neues Leben in die muthlosen Massen. Alles drängte nach der Landung. Viele, die schon den Heimweg eingeschlagen und bereits ein Stück Weges zurückgelegt hatten, lebten rasch um, denn die Passage zu Schiff war doch angenehmer, als die zu Fuß. Einige Lichter wurden auf dem Fluße vor der Stadt her sichtbar und bewegten sich stromaufwärts. Es mußte ein Dampfboot sein, denn ein Segelschiff konnte nicht so rasch herannahen. Bald hörte man auch das Rauschen der Räder. Allgemeine Freude bemächtigte sich der Menge, und wer von den Lesern schon in ähnlicher Lage war, wo er plötzlich die Hoffnung vor sich sah, eine stürmische Nacht in seinem warmen Bette, anstatt unter freiem Himmel zuzubringen, der wird diese Freude sehr wohl begreifen. In der Stille that man dem vorher hart mitgenommenen Comite vergliche Abbitte. Einige, die noch wenige Minuten vorher besonders kleinmüthig gewesen waren, öffneten plötzlich den Mund und versicherten, daß sie es immer gesagt u. längst gewünscht hätten; Contract sei Contract und das Schiff müsse kommen. Mit einem Mal aber erlitt die Hoffnung einen schweren Stoß. Die Lichter befanden sich der Landungsstelle gegenüber; das Boot aber machte keine Anhalten berückzukehren. Zielte leicht wolle es zu einer Schwelung ausbrechen. Da zeigte ein helleres Wetterleuchten des Dampfboot bereits in einiger Entfernung. Es war eine bittere Täuschung! Man hatte sich nach einer Stromaufwärts gefahrenen Stadt bestimmtes Dampfboot für das verheißene Rettungsboot gehalten. Bald verschwanden die kleinen Lichter, und kein heller Punkt war mehr auf der weiten Wasseroberfläche zu unterscheiden. Der Donner aber wurde vernehmlicher, statt des unschuldigen Wetterleuchtens zude auch schon ein mütterlicher Blick über der Firmament.

Die Menge am Ufer zerstreute sich nach allen Richtungen. Einige lebten nach dem festgesetzten Plan, doch unter den Vätern und Jüngern oder vielleicht in benachbarten Häusern Schutz zu finden; Andere schlugen den nächsten Weg durch den Wald ein; die Meisten endlich, die keinen Bescheid wußten, liefen der Nase nach längs des Wassers hin, wo freilich auch kaum ein gebahrter Weg zu finden war, und wo man sich zumellen der Gefahr aussetzte, über das steile Ufer hinab in den Fluß zu stürzen.

Unser Präsident der „Mozartina“, Herr Johann Georg Männelns, hatte es schon längst für seine Pflicht gehalten, sich zum Famille des Herrn Piepmater zu begeben. Sein Verein bestand aus Männern, die sich in schwierigen Lagen leichter zu helfen wußten und ihn entbehren konnten. Die Damen aber bedürften unter solchen Umständen eines männlichen Schutzes, deshalb wollte er Herrn Piepmater, der gewiß jetzt einen schweren Stand hatte, kräftig unterstützen. Seine Voraussetzung war richtig gewesen; man bedurfte seiner recht dringend. Die Damen waren außer sich vor Schrecken, und Herr Piepmater vermochte sie kaum zu trösten. Der gefährliche Abstieg, der den Tag über behändig bei der Hand gewesen und so viel schöne Worte beigetragen, war auch kein Helfer in der Noth, denn als Comitemitglied hatte er sich längst unüblich gemacht. Während des vermeintlichen Herannahens des Dampfbootes kam Herr Piepmater, der Cécilie gerade am Arme führte, im Gedränge abhandeln, und Herr Männelns sah sich plötzlich mit Fräulein Ada und Fräulein Ida allein. Natürlich bot er jeder einen Arm und versicherte sie seines kräftigsten Schutzes. Fataler Fügung des Zufalls! Wenn doch der Vater sich zunächst um seine Töchter bekümmert u. diese in Sicherheit gebracht hätte! Herr Männelns würde dann die Gattin zugesal-

ten sein, die ihm weit interessanter war und zu der er sich unendlich mehr hingezogen fühlte. Es lag nicht an ihm, wenn man schlechterdings nicht im Stande war, Papa Piepmater aufzufinden. Er gab sich in der That alle eventuelle Mühe, denn der an u. für sich schon schreckliche Heimweg schien ihm unter den drohenden Verhältnissen noch ganz ungenügende Schrecknisse zu entfalten. Doch welcher Sterbliche entgeht seinem Schicksal? Es war ihm einmal zugetraut, als guter Hirt diese zwei verlassen Schäflein durch die stürmische Nacht, nach einem sicheren Obdach zu leiten, und er wollte seinen schwersten Beruf getreulich erfüllen.

Noch waren sie längs des Flusses nur wenige Schritte gegangen, als ein anderer unter den drohenden Verhältnissen noch ganz ungenügende Schrecknisse zu entfalten. Doch welcher Sterbliche entgeht seinem Schicksal? Es war ihm einmal zugetraut, als guter Hirt diese zwei verlassen Schäflein durch die stürmische Nacht, nach einem sicheren Obdach zu leiten, und er wollte seinen schwersten Beruf getreulich erfüllen.

„Bester Präsident!“ sagte der Fabnen-träger, als er Männelns ansichtig wurde, „wollen Sie nicht für einen Augenblick die Fabne in Verwahrung nehmen? Ich habe meinen Regenschirm zurückgelassen, den man, wie es den Anschein hat, in aller Kürze gebrauchen kann. Die Fabne hat ein solches Gewicht, daß ich mich nicht bin und zurück damit schleppen möchte. In fünf Minuten bin ich wieder da und nehme Ihnen die Last ab. Wollen Sie mir den Gefallen thun?“

„Regenschirm?“ fragte er zuerst bei Präsidenten. „Das verhält weise Vorsicht, daß Sie sich mit einem solchen Möbel verabschieden. Sie die Fabne der. Wir werden uns langsam vorwärts bewegen; aber Sie holen uns ja schnell genug ein. Zum Lohn für meine Mühe werde ich dann zeitweise Anspruch auf das Regendach erheben.“

„Sie können den Schirm für die Damen in Gebrauch nehmen; mit ihm er beim Transport der Fabne obnein nicht viel nützt.“ Es war ja nicht entgegnete der Fabnen-träger, indem er Herrn Männelns das schwere Banner der „Mozartina“ auf den Rücken lud und sich dann eilig davon machte.

Im nächsten Augenblick sah er zwei Damen zu eecretiren und noch oben eine Fabne auf dem Rücken zu schleppen, ist gewiß keine leichte Arbeit. Herr Männelns mußte seine ganze Charakterstärke zusammennehmen, um den obnein schon sehr unglücklichen Damen gegenüber sich keine Blöße zu geben. Die fünf Minuten waren längst verstrichen, aber kein Fabnen-träger ließ sich schleppen, um den gutmüthigen Stellvertreter abzulösen. Sollte der am Ende gar nicht erscheinende Regenschirm nur ein Lockvogel gewesen sein? Leicht möglich! Ein Malheur kommt ja niemals allein, und heute schien wieder viel von dieser Sorte über den armen Präsidenten hereinzubringen.

Zum Ueberflus begann jetzt auch der Regen in großen Tropfen zu fallen. Man hatte dieses Ereignis zwar längst vorausgesehen, sich jedoch noch immer der Hoffnung hingehalten, das Unwetter werde theilweise vorübergehen. Doch der Reich des Leidens sollte bis auf die Neige geleert werden. Bald goß der Regen in Strömen herab, der Himmel schien alle seine Schleusen für ungelagerten Zeit geöffnet zu haben. Alles beschleunigte seinen Lauf. Mit wahrer Todesverachtung wurde in der dichtesten Finsterniß über Felsen u. Gräben geseht, um nur so bald als möglich ein trocknes Plätzchen zu erreichen. Selbst das schöne Gesicht bewies eine Bravour und Behendigkeit, die den größten Helden und besten Kämpfern zu Ehre gereicht haben würde. Noch kennt kein Gebot — die Wahrheit dieses Sprüchleins hatte man hier studiren können, wenn nicht eben der dunkle Schleier der Nacht die ganze Scene in Gnaden verbüll hätte.

Wer unter meinen Lesern hätte nicht schon jenes bekannte Bild, den Uebergang der stürmischen französischen Armee über die Beresina darstellend, gesehen? Man rufe sich dieses Bild ins Gedächtniß, andere die Scenerie und das Costüm der Personen, so hat man ungefähr einen Begriff von dem, was wir hier zu schildern beabsichtigen. Wenn der Anblick nicht ganz so graulich war, wenn nicht die mit gewaltigen Eischollen bedeckten Felsen des Flusses die Helden verschlang, so muß man auch ermögen, daß man keine an die härtesten Strapazen gewöhnten Grenadiere, Kürassiere und Dragoner, sondern nur mit dem häuslichen Leben vertraute und den Künften des Friedens obliegende Männer, nebst Weibern, Liebfern und Töchtern — so sah die.

Der anhaltende Regen übte eine unangenehme Einwirkung auf die ohnehin schon schlechte Beschaffenheit des Weges. Der

Vernehmlich wurde so schlüpfrig, daß man nur mit der größten Vorsicht weitergehen konnte und an Eile durchaus nicht denken durfte. Herr Männelns fühlte sich bis auf die Haut durchnäßt und tottümde obenrein, dennoch aber Schritt er kräftig vorwärts, nahm die Fabne bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter und suchte seine Damen, so gut als es gehen wollte, über die gefährlichen Stellen hinweg zu bugeln. Aber noch war das Schlimmste nicht überstanden. Für seine Aufopferung sollte er schwer beimgelacht werden. Ein ziemlich breiter Graben, den der Regen bald mit Wasser gefüllt hatte, versperrte den Weg. Andere Leidensgefährten waren schon glücklich hinübergelassen, deshalb jaucherte auch Herr Männelns nicht, diesen Kubicon zu überschreiten. Fräulein Ada war ohne Schaden hinübergelassen und hand trocken Fußes am jenseitigen Ufer, während der unglückliche Präsident zurückgelassen war, um das jüngere Fräulein Piepmater nicht der Fabne nachzuziehen. Dies Mal aber verließen ihn seine Kräfte. Am Rande des Grabens glitt er aus, sank immer weiter und steckte bald mit seiner linken Hand tief in dem schlammigen Gewässer. Fräulein Ada schrie laut um Hilfe und die glücklichere Schwester stürzte in das Wehgeheul ein, während Herr Männelns die Fassung keineswegs verlor, sondern sogar in dieser höchst precären Lage seine beiden Begleiterinnen zu beruhigen suchte. Die Fabne, die er im Stillen schon so herzlich verwünscht hatte, wurde ihm nunmehr zum Rettungsmittel, denn ohne sie wäre es ihm wahrscheinlich unmöglich gewesen, sich aus dem Graben herauszuarbeiten. Fräulein Ada hielt ihn fest umschlingen; ihre Lippen berührten beinahe die seinigen, ihr jungfräulicher Busen wogte sichtbar gegen seine männliche Brust. Selbiger, oder vielmehr unglücklicher Augenblick! Es war ja nicht die Rechte! Es war ja nicht die Linke! — Doch nein, solchen freudlichen Gedanken durfte in diesem Augenblick kein Raum gestattet werden. Eine kräftige Handbewegung der Fabnenhänge brachte ihn endlich sammt seiner linken Hand aus dem Wasser. Wäre in diesem Augenblick ein Daguerrtypist zur Hand gewesen, der das naturgetreue Costüm seiner Reiferen zur billigen Anschaffung gebracht hätte, so würde ein solches Bild zur weltlichen Verherrlichung unserer Erzählung dienen.

„Der heutige Tag sollte den Glanzpunkt des Festes bilden,“ sagte Fräulein Ida halb weinerlich, „das Ende desselben kann aber wohllich keinen Anspruch auf Glanz erheben.“

„Das heißt bis über die Ohren im Glanzpunkt gefickt,“ entgegnete Herr Männelns, indem er seine über gerickechte Fabne aufbockte und mit gewohnter Galanterie jeder der Damen wieder einen Arm bot.

Der Regen ließ inzwischen nach, der Donner rollte nur noch in der Ferne und das Gewölz zertheilte sich. Nachdem der Marsch noch ein Weilchen fortgesetzt worden, erreichte man endlich eine breitere, gebahnte Straße. Hier fand sich bald ein Omnibus, in welchem gerade noch, wenn man sich sehr zusammenbrückte, für drei Personen Raum war. Nun ging die Reife um ein gutes Theil besser und schneller vor sich. Es war ein Mitternacht vorüber, als man endlich zu Hause anlangte. Herr Piepmater war mit Cécilien seit um eine Stunde früher eingetroffen.

(Fortsetzung folgt.)

Pater Hyacinthe's Frau. Mrs. Emily J. Merriman, welche den Pater Hyacinthe in London geblüht hat, wohnte früher in New York und Brooklyn. Sie ward von ihrem Manne mehre Jahre vor seinem Tode getrennt, verkaufte das kleine Grundeigentum in Brooklyn, das er ihr vererbt hatte und begab sich mit ihrer Tochter auf Reisen nach Europa, wobei sie als Agentin für ein Patentwesen fungierte u. als Correspondentin für Zeitungen zu fungiren versuchte, worin sie jedoch nicht viel Erfolg hatte. Mrs. Merriman wurde auf diesen Reisen zum Katholizismus bekehrt. Nach ihres Mannes Tode kehrte sie nach New York zurück, um das Geld für eine Versicherung auf sein Leben zu erlangen, die er ihr in den ersten Jahren ihrer Ehe geschenkt hatte und deren Police sie auch nach ihrer Scheidung fortgesetzt hatte. In New York ward sie zum Protestantismus zurückgeführt, sie verließ aber dann wieder New York und ging nach Paris zurück, wo Pater Hyacinthe sie wiederum zum Katholizismus zurückbekehrte und er selbst von ihr zur Ehe bekehrt ward.

